**Zeitschrift:** Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

**Herausgeber:** Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

**Band:** - (1903)

**Heft:** 2

**Heft**

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 12.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

№ 2 — 1903 Schweizerische 9. Januar

# Kirchen-Zeitung

Abonnementspreise: Franko durch die ganze Schweiz: Jährlich Fr. 6. —, halbjährlich Fr. 3. —; Ausland (inkl. Frankatur): Fr. 9. — pro Jahr

Verantwortliche Redaktion: A. Meyenberg, Can. et Prof theol. in Luzern. | Erscheint jeden Freitag | Verlag und Expedition: Räber & Cie., Buchdruckerei u. Buchhandlung, Luzern.

## Kirchenpolitische Jahresrückschau.

Tu idem ipse es et anni tui non deficient. Hebr. 1.

Der geistreiche Berner Professor Hilty weist zur Kennzeichnung der Zeit in seinem politischen Jahrbuch auf drei Jahresereignisse hin und knüpft daran tiefbegründete Wahrheiten. Nach dritthalbjährigem heldenmütigen Kampfe mussten die Buren in einem ungerechten Kriege einen Frieden schliessen, wonach die Besiegten so ziemlich auf Gnade und Ungnade der Sieger ausgeliefert sind. Ohne diesen Frieden stand das Volk in Gefahr, gänzlich ausgerottet zu werden. Und keine Nation und kein Machthaber der Welt rührte auch nur den kleinen Finger, um dem Unrecht Einhalt zu tun. Das ist menschliche Gerechtigkeit! Sind solche Tatschen nicht geeignet, die Ruhmredigkeit des 20. Jahrhunderts tiefer zu hängen? Wer nicht an einen gerechten ewigen Ausgleich glaubt, möchte durch solche Erfahrung zur Verzweiflung gebracht werden.

Wie ein zweites Sodom wurde die üppige Stadt St. Pierre auf Martinique vom Erdboden getilgt. In einer Viertelstunde wurden durch eine Feuereruption bei 40,000 lebenslustige Menschen vom Lavastrom vernichtet. Was kann solchen elementaren Ereignissen gegenüber die gepriesene menschliche Wissenschaft und Technik helfen, welchen Trost bietet da Menschenwitz und Menschenkraft? Der Mensch glaubt die Natur zu ergründen, er tröstet sich, nicht mehr zu erschrecken vor den gesetzmässigen Kräften der Natur wie der Mensch der Vorzeit vor dem Donnerwetter. Denn die Gewalt des Weltmeeres bändiget er und die Kraft des Blitzes spannt er in sein Joch und er schmeichelt sich, die Bahnen der Welten im Universum zu ergründen. Aber solchen Kräften gegenüber, die zudem plötzlich toben, steht seine Wissenschaft gerade so ratlos gegenüber wie der Wilde vor dem Dampfross.

Kann etwa die Kunst das Glück der Menschen begründen und sichern? Vor wenigen Monaten ist plötzlich ein so fester Monumentalbau wie der Markusturm in Venedig zusammengestürzt. Fast eine tausendjährige ruhmreiche Geschichte ist an demselben vorübergegangen. Welcher Staat könnte sich einer solchen Geschichte rühmen, wie die Beherrscherin der Meere, welche das Erbe des alten Aquileja übernommen, die altchristliche Kunst von Byzanz gelernt, Könige in der Kunst wie Tizian und Paul Veronese die ihrigen nennt, und bis in die Neuzeit keinen Herrscher gekannt? Der Einsturz des Wahrzeichens der Dogenstadt und die Vernichtung der herrlichen Loggia mit den Balustraden Sansovinos ist ein Bild des Falles Venedigs, ja menschlicher Vergänglichkeit überhaupt. Nicht umsonst fürchtet man für den Dogenpalast und mit Venedigs Eigenart wäre die Welt um ein Kleinod ärmer.

Solche Ereignisse fördern die Scheidung der Geister. Die einen sagen und denken: lasst uns essen und trinken, freien und gefreit werden, denn morgen leben wir nicht mehr. Die andern misstrauend den rein natürlichen Kräften richten ihren Blick nach anderer höherer Macht. Mit innerer Gewalt prediget ihnen alles: es gibt eine Welt der Ideen, ausgehend von Gott, reeller und mächtiger als alles Vergängliche. Anni tui non deficient! Darin muss unsere ganze Weltanschauung wurzeln, hinaus über das Irdische müssen wir inmitten des Wechsels unser Ziel spannen. Und gegenüber aller seichten Toleranz und heuchlerischen Humanität muss offen betont werden: es gibt ein Gut und Bös im absoluten Sinne und schon auf Erden vollzieht sich die Scheidung. Materialismus und christlicher Offenbarungsglaube sind die beiden Pole und offener als je wird in unsern Tagen auf den Kathedern der Hochschulen in der Litteratur und Kunst, in Ratssälen und in den Tribunalen der eine oder andere Geist verfochten und geprediget.

Es kann deshalb nicht auffallen, wenn gerade in Gegenden mit klarer und zielbewusster Kampfstellung ab und zu die unter der Asche glimmende Glut zwischen Katholizismus und Protestantismus in augenblicklich aufleuchtende Flamme ausschlägt. Auch der mehr oder weniger gläubige Protestantismus ist ja allmählich gewohnt, die Religion auf die Kirche zu beschränken; Gemüt und subjektives Empfinden der Gotteskindschaft sind dabei so sehr Hauptsache, dass es ihm schwer wird, zu begreifen, dass der Katholizismus seine Weltanschauung auch in Wissenschaft und Kunst, in Gesetzgebung und im gesellschaftlichen Leben zu verwirklichen sucht. Im hohen Grade zu wünschen wäre es, dass in diesen Reibungen man wenigstens überall sich über Entstellung und Vorurteile, Gemeinheit und unzulässige Mittel erheben würde. Merkwürdig bleibt es doch, wie wenige protestantische Elemente die gemeinsamen Glaubensgüter, die wir gegenüber dem Unglauben zu wahren haben, betonen.

Innerhalb der katholischen Kreise haben die Geisteskämpfe für und gegen eine «Reform» vielfach die Geister beschäftiget. Zu den frühern Schriften eines Schell, Kraus, Ehrhardt und ihren Antipoden sind unzählige Aufsätze in Zeitschriften und Tagesblättern gekommen. Die zwei wichtigsten Erscheinungen sind die Münchner Tagung der Reformer und der ungewohnt scharfe Vortrag von Bischof Keppler an einer Konferenz seines Klerus in Rottenburg, der seither

vielfach im Druck verbreitet worden ist. Jedenfalls wird auch das soeben erschienene Buch Schells «Christus» kaum ohne Polemik aufgenommen werden, das, wenn es auch direkt nicht polemisch gehalten ist, doch aus dem Gedankenkreis des berühmten Würzburger Professors herausspricht und wieder durchaus einen originellen und tiefen Geist bekundet.

(Fortsetzung folgt.)

## Bischof Herzog, ein litterarischer Streiter gegen das römisch-kathol. Bussinstitut.

Erwiderung von Dr. **P. A. Kirsch**, Würzburg.

(Fortsetzung.)

Hiernach muss alle Welt der Meinung sein, ich hätte nichts mehr zu sagen, zu «erwidern» gewusst. Bischof Herzog hat meine weitere Antwort sowie meine weiteren Ausführungen seinen Lesern — vorenthalten. Denn ich habe sofort nach obigem Satze bemerkt: «Die Wendung («von jeglichem Bande der Exkommunikation und des Interdikts») ist aus der Absolutionsformel genommen, wie sie jetzt bei der Privatbeichte gebräuchlich ist. . . Sie kommt in dieser Form übrigens erst seit dem Mittelalter vor. Der erste Teil der Absolutionsformel hat lediglich kanonische und jurisdiktionelle Bedeutung; er wird absolutio ad cautelam genannt und hat den Zweck, von nicht reservierten kirchlichen Zensuren zu befreien, falls sich der Pönitent derselben auch nicht bewusst sein sollte, um so die sakramentale Lossprechung direkt wirksam machen zu können.» (S. 98.)

Diesen ganzen Abschnitt hat Dr. Herzog «übersehen» und so konnte er seine Leser belehren, ich hätte nichts weiteres zu «erwidern» gewusst.

Ich habe mich nun mit dem christkatholischen Herrn Bischof über einen weitern Differenzpunkt auseinanderzusetzen. Er behauptet: «Missetäter, die sich weder freiwillig der Busse unterziehen, noch durch gerichtliches Urteil überführt werden, können nicht gezwungen werden, sich der Kommunion zu enthalten und die Kirchenbusse auf sich zu nehmen.» (S. 78.) Hierin stimme ich völlig mit dem Herrn Bischof überein; ich kann ihm verraten, dass dies sogar heute noch Praxis in der römisch-katholischen Kirche ist. Denn es kann keiner vom Tisch des Herrn zurückgewiesen werden, ja selbst dann nicht, wenn man wüsste, dass ihm die Lossprechung nicht erteilt werden konnte. Die Zurückweisung ist nur im Falle des notorischen Aergernisgebens statthaft.

Im Anschlusse an obigen Satz bemerkt dann Bischof Herzog weiter: Dr. Kirsch macht mir das ironische Zugeständnis, er glaube gern, dass die Christkatholiken die gemeinschaftliche Bussandacht der Uebung, «seine Fehltritte nach Zahl, Art und nötigen Umständen herzusagen», vorzögen; er fügt bei: «Denn da müsste der Mensch eben nicht Mensch sein, wenn er sich nicht gerne dem Akte der Selbstverdemütigung und Selbstbeschämung, der doch in der Privatbeichte liegt, entziehen würde, falls man ihm einredet, er könne dies ohne Pflichtverletzung auch leichter machen. Allein es fragt sich: «Was ist göttliche Anordnung?» Ich hatte noch einen Satz zugefügt, dessen Mitteilung an seine Leser Dr. Herzog nicht für opportun hält. Er lautet: «Und wie steht es mit der heranwachsenden Jugend, die der Gewissensleitung am allernötigsten hätte? Dass da die öffentliche allgemeine Beichte gar nichts wirken kann, geben auch alle einsichtigen Protestanten zu.» Es ist dies ein Punkt, den der christkatholische Herr Bischof in seinen Ausführungen geflissentlich übergeht.

Doch hören wir ihn in seinen Darlegungen, die unter «stolzen Seitenblicken» erfolgen, weiter. «Ganz gewiss, das ist die Frage! (Was ist göttliche Anordnung?) Allein bevor ein unterrichteter Christ, der die Würde, ein freies Gotteskind zu sein, eingedenk ist, sich «der Selbstbeschämung» unterzieht, irgend welchen Kaplan oder Kapuziner als Statthalter Gottes anzusehen, von dessen Urteil sein Seelenheil abhänge, darf er gründliche Beweise dafür verlangen, dass ihm die «Selbstbeschämung» durch «göttliche Anordnung» zur Pflicht gemacht sei. Nicht das ist zu beweisen, dass der Christ nach der Lehre der hl. Schrift und der alten Kirche zu jener Selbstverdemütigung keine Verpflichtung habe (?); sondern bewiesen muss werden, dass der Heiland seinen Gläubigen wirklich ein solches Joch aufgeladen habe. Der Versuch, einen solchen Beweis zu erbringen, besteht jedesmal in gewaltsamen Verdrehungen der biblischen und historischen Zeugnisse und in kläglichen Ausflüchten.» (S. 79.)

In diesen Wortschwall hüllt der Herr Bischof die kurze und bestimmte Frage: Ist nach biblischen und historischen Zeugnissen die Pflichtbeichte für gewisse Vergehen, welche vom Himmelreiche ausschliessen, von moralischer Notwendigkeit?

Dr. Herzog gibt nun aber ein Doppeltes zu: Einmal, dass die groben Missetäter, oder besser gesagt, diejenigen, welche sich einer Sünde aus der dreifachen Kategorie der sog. crimina capitalia schuldig gemacht hatten, entweder von sich aus ein Geständnis ablegen oder vor einem weltlichen oder geistlichen Gerichtshof vorgeladen überführt werden mussten, um von der Kommunion ausgeschlossen und zur Bussübung bezw. Rekonziliation zugelassen werden zu können. (S. 40 f.) «Aufgabe des Bischofs war es, das freiwillige Bekenntnis grober Missetaten entgegenzunehmen», wie Bischof Herzog schreibt (S. 42). Was ist das freiwillige Geständnis aber anders als ein Akt der Selbstverdemütigung und Selbstbeschämung und zwar vor der Oeffentlichkeit?

Ferner gesteht der christkatholische Herr Bischof zu, dass, falls «die Missetat kein Aergernis gegeben, der Bischof die Sühne in einer Weise einrichten könne, die den Grund der Bussübung nicht vor die Oeffentlichkeit bringt.» (S. 42.) Auch hier ist der Akt der Selbstbeschämung vor dem Bischofe wieder Voraussetzung.

Mit anderen Worten: Die ganze Materie, welche der Pflichtbeichte unterworfen war oder alle Sünden, welche vom Himmelreich ausschliessen, mussten durch ein freiwilliges Geständnis oder einen Akt der Selbstverdemütigung, der auch in jeder Uebernahme der Busse lag, gesühnt werden. Ausgenommen waren hievon nur die täglichen Unvollkommenheiten und Schwachheiten.

So konnte Leo [1] d. Gr. († 450) in einem Briefe an Bischof Theodor von Friaul schreiben: «Die vielfältige Barm-

[1] Ep. 108 (Migne S. l. 54 col. 1011 ss.

herzigkeit Gottes kommt so dem menschlichen Falle zu Hilfe, dass nicht nur durch die Gnade der Taufe, sondern auch durch die Heilmittel der Busse die Hoffnung des ewigen Lebens wieder hergestellt wird. Wie diejenigen, welche das Geschenk der Wiedergeburt verletzt haben, **nur durch Selbstverurteilung zur Nachlassung ihrer Vergehen gelangen**, so hat es auch die göttliche Gnade so geordnet, **dass die Verzeihung Gottes nur durch die sacerdotale Fürbitte erlangt werden kann;** denn der Mittler zwischen Gott und den Menschen, Jesus Christus, hat den Vorstehern der Kirche diese Gewalt gegeben, den Bekennenden die Busse aufzulegen, andererseits die durch heilsame Busse Gereinigten zur Teilnahme an den Sakramenten zuzulassen.»

Das ist die Lehre der alten Kirche, welche sich sonnenklar über die moralische Verpflichtung zum Bekenntnis vor dem Priester ausspricht. Jeder, der nicht absichtlich die Augen schliesst, wird dies erkennen. Gerade diese Stelle veranlasste selbst den evangelisch-lutherischen Pfarrer Steitz zum Geständnisse: Die priesterliche Fürbitte wird als unerlässliche Bedingung der göttlichen Vergebung hingestellt.»[1] Also war die alte Kirche wirklich der Ansicht, dass ein Akt der Selbstverdemütigung vor den Priestern nach göttlicher Anordnung nötig sei, um sich von der Materie, welche als Gegenstand der Pflichtbeichte aufgefasst wurde oder von den Sünden, welche der Dekalog des Gesetzes enthält, reinigen zu können. Es gehören schon «gewaltsame Verdrehung der historischen Zeugnisse und klägliche Ausflüchte» dazu, wenn man sich mit Dr. Herzog zu einer Leugnung so offenkundiger Tatsachen verstehen wollte.

Etwas für jeden Römisch-Katholischen Selbstverständliches betrat Bischof Herzog, wie ich schon einmal hervorgehoben habe, in den folgenden Ausführungen: «Augustin lässt dem Sünder auch in den schwersten Fällen volle Freiheit, sich der Kirchenbusse zu unterwerfen oder nicht . . . Der Bischof dürfe einen Kommunikanten sogar dann nicht zurückweisen, wenn er wisse, dass dieser ein Mörder sei. Obwohl die Verweigerung der Kommunion nur pädagogische Bedeutung habe (prohibitio medicinalis), dürfe eine solche Massregel nur zur Anwendung kommen, wenn entweder ein Bekenntnis oder dann ein gerichtliches oder kirchliches Urteil vorliege. Es sei daher nicht zu verhindern, dass auch viele Verbrecher zur Kommunion hinzutreten.» (S. 79.) Denn auch jetzt noch kann jemand in der römisch-katholischen Kirche von der hl. Kommunion nicht weggewiesen werden, wenn er selbst «in den schwersten Fällen» ohne Beichte hinzutreten würde, es sei denn sein Vergehen ein öffentliches Aergernis erregendes gewesen, oder es liege ein förmliches kirchliches Strafurteil vor.

Des weiteren schreibt Dr. Herzog (S. 86): «Dass unter solchen Umständen viele mit schweren Vergehen Belasteten nicht zu bestimmen waren, sich unter die Büsser einzureihen, auf die der Bischof warnend seine Katechumenen hinweist, weiss Augustin sehr wohl.» Damit widerlegt der christkatholische Herr Bischof seine Behauptung, welche er zwei Seiten vorher aufgestellt hatte: «Gerade die Leute, für die es eine Art Beichtpflicht gab, durften nur ein einziges Mal im Leben beichten; sie bildeten aber nur eine Minderheit, denn man darf mit grosser Bestimmtheit annehmen, dass die Kirche auch zu Augustins Zeiten im allgemeinen keineswegs aus Verbrechern, Mördern und Tempelschändern bestand.» Trotzdem gibt Dr. Herzog fast unmittelbar darauf dem Sinne nach das Wort des hl. Augustin wieder (S. 79): Wer Missetaten begangen hat, die den Ausschluss aus dem Reiche Gottes bewirken, soll zuerst mit sich selbst ins Gericht gehen und über sich das Urteil sprechen, dass er am Leibe und Blute des Herrn unwürdig sei. Daran soll ihn die Wahrnehmung nicht hindern, dass «auch viele Verbrecher (multi etiam scelerati) zum Tische des Herrn gehen.»

Und an einer anderen Stelle (S. 41) beruft sich der christkatholische Herr Bischof auf eine Mahnung des hl. Augustin, den Rat, sich der Busse zu unterwerfen, nicht zu missachten, deswegen, weil der Sünder viele wahrnehme, die zu den Geheimnissen des Altares hinzutreten und doch die gleichen Verbrechen (talia crimina) begangen haben. «Viele bessern sich wie Petrus; viele werden geduldet wie Judas; viele bleiben unbekannt, bis der Herr kommt; viele klagen andere nicht an, weil sie sich mit ihnen entschuldigen wollen; viele guten Christen schweigen und ertragen die ihnen bekannten Sünden anderer, weil ihnen oft die Zeugnisse fehlen, um das, was sie wissen, vor dem kirchlichen Richter auch zu beweisen.»

Auch ich nehme mit Bischof Herzog nicht an, dass «die Kirche zu Augustins Zeiten im allgemeinen aus Ehebrechern, Mördern und Tempelschändern bestanden» habe, und so will der afrikanische Kirchenvater seine Worte sicher auch nicht gedeutet haben. Sie sind aber ein Beweis dafür, dass die sog. crimina capitalia nicht in der engen Umgrenzung der Dreizahl, sondern als Kategorien zu fassen sind.

Dies hätte den christkatholischen Herrn Bischof auch ein Wort Augustins (De civit. Dei l. 21. c. 27. n. 2.) lehren können, welches von ihm gleichfalls erwähnt wird (S. 83). Darnach ist es «absurd» anzunehmen, ein reicher Mann könne mit einem Almosen von zehn Pfennigen (decem nummulis) täglich «Mord, Ehebruch und jede andere Missetat» sühnen, trotzdem er bis ans Ende seines Lebens in seinen Schandtaten verharre.» Gewisse Theologen, die Augustin hier zurückweist, lehrten nämlich, dass die Christgläubigen trotz der schwersten Vergehen und trotz aller Unbussfertigkeit der Seligkeit teilhaftig werden könnten, wie sie gemäss Jac. 2,13 sich nur die Werke der Barmherzigkeit angelegen sein liessen.

Im Anschlusse hieran meint nun Bischof Herzog: «In solchem Zusammenhang hätte er doch einmal der zur Sündennachlassung vor allen Dingen nötigen Privatbeichte gedenken müssen, wenn er eine solche Uebung gekannt hätte. Die Meinung der von ihm zurückgewiesenen Theologen hätte unmöglich aufkommen können, wenn man neben der gemeinschaftlichen Bussandacht und der nur ausnahmsweise übernommenen Kirchenbusse von einer der römischen Beichte entsprechenden privaten Absolution etwas gewusst hätte.» (S. 83.)

Es ist mir unerfindlich, wie es Dr. Herzog über sich brachte, an die Worte Augustins eine so nichtssagende Erörterung zu knüpfen. Es handelte sich hier um die sog. crimina capitalia, «die schwersten Vergehen», welche, falls

[1] Das römische Bussakrament. S. 106 ff.

sie öffentlich begangen waren und öffentliches Aergernis erregt hatten, im öffentlichen Bekenntnis und in öffentlicher Busse zu sühnen waren. Waren sie aber geheim und ohne Aergernis geblieben und war nur ein geheimes Bekenntnis vor dem Bischofe erfolgt, so brauchte die Bussübung nicht in notia multorum vel etiam totius plebis, vor den Augen vieler oder auch im Angesichte der ganzen Gemeinde also nicht öffentlich zu geschehen. Ob die Absolution bezw. Rekonziliation im letzteren Falle eine geheime oder öffentliche war, ist hierbei vollständig nebensächlich. Der hl. Augustinus redet hier überhaupt nicht von der Art und Weise des Bekenntnisses und der Sühne dieser schwersten Vergehen; auch nicht von der «gemeinschaftlichen Bussandacht», ebenso wenig wie die Theologen, und doch sollte man annehmen, dass sie derselben hätten gedenken müssen, wenn sie eine solche Uebung überhaupt gekannt hätten. So aber reden sie nur von der privaten Uebung der Wohltätigkeit und von der täglich, privatim zu wiederholenden Bitte des Vaterunsers: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, weil darin auch eine Art Almosen liege. Der afrikanische Kirchenvater aber konstatiert hier nur, wie diese schwersten Vergehen nicht gesühnt werden können, nämlich durch Almosengeben.

(Fortsetzung folgt.)

## P. Lacordaire.

Zum Centenarium seiner Geburt.

1802—1902.

(Fortsetzung.)

Aber hier durchschaute er bald den ganzen Dünkel der gottleugnenden Argumente, allmählich saugte er einen unversönlichen Hass gegen die voltärische Trivialität ein. Im November 1822 siedelte er nach Paris über, wo ihm durch seine Lehrer die glänzendste Zukunft vorausgesagt wurde, besonders von Berger und Präsident Séguier.

Allein sie vermochten Lacordaire nicht für das Pariser Rechts- und Gesellschaftsleben zu gewinnen. Zwei Jahre rastlosen, vertieften Studiums stellten ihm die historische und sociale Evidenz des Christentums so klar vor Augen, dass er Ende März 1824 seiner Mutter seine Bekehrung zugleich mit der Bitte um ihren Segen für seinen Entschluss Priester zu werden, mitteilte. Der damalige Erzbischof von Paris, Monseigneur de Quélen nahm ihn mit offenen Armen auf und wies ihn dem Seminar von Saint-Sulpice in Issy zu. Dort erwarteten ihn die ersten schweren Prüfungen höherer Art. Seine lebhafte, überlegene Art in der Diskussion über die Lamennais'schen Probleme missfielen den Sulpicianern zumal wegen ihres unwiderstehlichen Einflusses auf die Mitseminaristen; aber seine Gelehrigkeit, sein Ernst, seine Offenheit, die Reinheit seines Strebens versöhnten dieselben wieder. Am 25. September 1827 schrieb Lacordaire seinen Freunden «Ich bin Priester seit drei Tagen und — für die Ewigkeit.» Eine Empfehlung für den Posten eines Auditor der Rota lehnte Lacordaire ab und wurde Ende Februar 1828 Seelsorger im kleinen Heimsuchungskloster am Jardin des Plantes und zugleich Religionslehrer am Kolleg Henri IV. Hier fing er an, dem Ideal seiner Bekehrung, der Erneuerung der christlichen Apologetik, seine Tätigkeit zu widmen. Als im November 1830 Montalembert zum ersten Mal im Zimmer des Abbé de la Mennais Lacordaire traf, waren es gerade vier Monate nach einer Revolution, von der es einen Augenblick geschienen hatte, als wollte sie Thron und Altar gemeinsam stürzen, einen Monat nach der Gründung der Zeitschrift «Avenir». Dieses Blatt trug das Motto: «Dieu et la liberté!» «Gott und die Freiheit!» Nach dem Plane seiner Gründer sollte es die katholische Meinung in Frankreich wieder herstellen und ihre Vereinigung mit dem liberalen Fortschritt besiegeln. Sich an diesem Werke zu beteiligen, eilte Montalembert mit allem Feuereifer seiner fünfundzwanzig Jahre aus dem Innern Irlands herbei, wo er eben O'Connell an der Spitze eines Volkes gesehen, dessen unbesiegbare katholische Glaubenstreue eine dreihundertjährige Verfolgung überwunden hatte, und dessen religiöse Emanzipation soeben durch die freie Presse und das freie Wort errungen war. Eine sehr kleine Gruppe von Laien und eine noch beschränktere Anzahl von Priestern hatte sich dem Plane des Herrn de la Mennais angeschlossen. Unter letztern nannte man den Grafen von Montalembert, den Abbé Lacordaire, den noch niemand kannte.[1] Er gehörte nicht nur nicht zu denjenigen, welche sich durch Reproduktion der Lehren des berühmten Verfassers des Essai sur l'Indifférence einen Namen gemacht hatten, sondern er war auch überhaupt kein Schüler desselben. Er schrieb am 7. Juni 1825: «Ich liebe weder das System des Herrn de la Mennais, das ich für falsch halte, noch seine politischen Meinungen, die ich übertrieben finde.» Seitdem hatten einige zu La Chesnaie zugebrachte Tage ihn dem grossen Polemiker genähert, der nach und nach ebenso revolutionär geworden, als er monarchisch gewesen war. So brauchte es nichts Geringeres als die Juli-Revolution und infolge derselben die Zeitschrift «Avenir», um diese beiden so grundverschiedenen Naturen zu gemeinschaftlichem Wirken zu verbinden. Lacordaire brachte dem «Meister», der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, im überschwänglichen Vertrauen auf denselben, eine Selbstlosigkeit, eine Arbeitskraft und Arbeitslust ohne gleichen entgegen. «Mein Liberalismus umfasste alles zugleich, Frankreich und die Kirche; man konnte glauben, Lamennais werde der O'Connell Frankreichs», schrieb Lacordaire am Vorabend seines Todes.[2]

Wir wollen nicht ausführlich Lacordaire's sogenanntes politisches Leben schildern. In kurzen Zügen wollen wir die Entwicklung einer grossen edlen und schönen Seele beschreiben, die Gott zu erhabenen Zwecken auserwählt hatte.[3]

Es scheint eben das Los aller edlen Herzen zu sein, die der Menschheit als Lehrer und Vorbild dienen sollen, dass sie zuerst «den Kampf mit sich selbst zur Herrschaft über sich selbst» führen müssen! Lacordaire wollte «dem alten Liberalismus, seiner Unduldsamkeit und seiner Verfolgungssucht denjenigen Liberalismus entgegensetzen, welcher sich auf die Forderung der Trennung von Staat und Kirche beschränkte, um der Kirche die Unabhängigkeit zu sichern». Mag sein politisches Ideal als Chimäre gegolten haben; auf jeden Fall war Lacordaire's Charakter, die Geradheit und

[1] Lecannet Montalembert l. c. I. p. 128 ss. Montalembert P. Lacordaire l. c. S. 9 u. ff.

[2] Montalembert, Le Testament du P. Lacordaire, l. c., p. 54.

[3] Vergl. Dominikus-Kalender für das Jahr 1902, XIII. Jahrgang und P. Niklaus Putzer, O. P., Graz, Verlagsbuchhandlung Styria St., 133 ff., «Wiederherstellung des Dominikanerordens in Frankreich nach der Revolution».

Güte seines Herzens, eine arglose, aber zu hochherzigen Illusionen geneigte Einbildungskraft, ja ein oft naives Urteil über Personen und Dinge nicht tauglich zum Journalismus. Als aber der hl. Stuhl gegen diese Grundlehren der Lamennais'schen Schule auftrat, nahm Lacordaire, bald auch dessen unzertrennlicher Freund Montalembert, «der edle Sohn der Kreuzfahrer», die Entscheidung des hl. Stuhles demütig an. «Jene einzige Gewalt hatte er begreifen und verehren gelernt, vor der man gross wird, wenn man sich beugt, wenn man die Kirche in seinem Verhalten und in seinem Herzen zuoberst stellt.»[1] Der Abfall des ‚Meisters' Lamennais von der Kirche brachte ihm bittere und tiefgehende Enttäuschung und erregte in seinem Herzen die schwersten Seelenkämpfe. Der frühere Redakteur des «Avenir» legte sich nun in der Stille der Einsamkeit aufs neue die Frage nach seiner Zukunft vor. Schon am 6. Juli 1830 hatte er dem Erzbischof von Paris eine ‚Denkschrift'[2] überreicht, die er in tiefster Mutlosigkeit über die gänzliche Unfruchtbarkeit seines Wirkens als Religionslehrer am Kolleg Henri IV. entworfen hatte, über die religiöse und sittliche Lage der Pariser Kollegien; sie war von den Aumôniers der neun Kollegien unterzeichnet. Zugleich hatte er sich entschlossen auf Einladung des Bischofs Dubois von New-York, als dessen Generalvikar und Seminarregens in Amerika ein neues und fruchtbareres Feld für sein Apostolat aufzusuchen. Schon war in La Chesnaie, der Residenz Lamennais', in Uebereinstimmung mit letzterem eine Reihe von Priestern für die New-Yorker Mission gewonnen und der Tag der Abreise festgesetzt; Lacordaire hatte schon in Dijon von seiner Familie Abschied genommen und war entschlossener als je, Frankreich zu verlassen: da traf ihn der Brief Lamennais', welcher ihn in Gemeinschaft mit Gerbet zur Mitarbeit am «Avenir» aufforderte und dadurch seinen Reiseplan durchkreuzte. Jetzt nach seiner Trennung von Lamennais arbeitete er an einem Werke über den Zustand der Kirche und der Welt im neunzehnten Jahrhundert, «um das Christentum in den Geistern zu heben und den Glauben zu wecken». Allein ein anderer Weg war ihm bestimmt, und er wusste lange nichts darum.

Seit dem 19. Januar 1834 hatte er den Zöglingen des Kollegs St. Stanislaus Sonntagskonferenzen zu geben. Nach den ersten Konferenzen war der Ruf seiner neuen Predigtweise so gross, dass die Kapelle von St. Stanislaus seine Zuhörer nicht mehr fassen konnte und Männer wie Chateaubriand, Berger, Victor Hugo seine regelmässigen Zuhörer wurden. Aber die Bewunderung entfesselte die Kritik, und anonyme Verdächtigungen, Denunziationen und Anklagen bei dem Erzbischofe, so dass dieser Lacordaire den Entschluss nahe legte, freiwillig die Konferenzen abzubrechen. Am 13. April 1834 kündigte er sofort das Aufhören der Konferenzen an. In denselben hatte er zuerst seinen Beruf und seine nächste Aufgabe erkannt. Jetzt wurde er wieder irre. An den Erzbischof de Quélen schrieb er: «Da ich weder meine Fehler kenne, noch meine Gegner, noch weiss, was man von mir haben will, werde ich als Kind der Kirche schweigen.»

Später, im Januar 1835, auf dringende Vorstellung einiger hochstehender Geistlichen, bot Monseigneur von Quélen Lacordaire für die Fastenpredigten die Kanzel von Notre-Dame an, als dieser sich gerade anschickte, nach Löwen an die Universität behufs Uebernahme einer ihm angetragenen Professur überzusiedeln. Nach einigem Zaudern nahm er an, «im vollen Bewusstsein, für ihn gelte es eine kühne Probe vor dem Erzbischof».

«Am Tage, wo die Konferenzen eröffnet werden sollten, füllte sich die Kirche von Notre-Dame mit einer Menge, wie sie eine solche nie gesehen; die ganze Jugend, Freund und Feind, und jene neugierige Menge, welche in einer Grossstadt auf alles lauert, drängte sich in Strömen in die alte Kathedrale.» Der Erfolg ‚der neuen Predigt' war so vollständig, dass der anwesende Erzbischof schon am Schlusse derselben Lacordaire zum Ehrenkanonikus seiner Metropole erhob. Es war ein grosser Triumph für ihn. Der Erfolg wurde immer grösser. Lacordaire war als neuer Apostel Frankreichs durch Gott bestimmt.[1] Ihm fiel die schwere Mission zu, ein ganz entchristlichtes Land zum Christentum, zur Kirche zurückzuführen. Das zündende Wort seiner glühenden Seele sollte auf die Söhne Voltaires, auf den unversöhnlichen Jakobiner der Revolution, auf den steinharten, starrsinnigen Soldaten des Kaiserreiches, auf Ungläubige und Nationalisten, wie jene Schar Saint-Simonisten es waren, wirken und in deren Herzen das alte Credo wieder einpflanzen. Wahrlich keine leichte Aufgabe, solche Seelen, die noch dazu an die fieberhafte Bewegung der Politik, in ihrer Ungeduld an Tadel und Empörungssucht gewohnt waren, in geduldige Hörer des göttlichen Wortes umzugestalten.

(Fortsetzung folgt.)

Ballwil. *J. Grüter*, Pfarrer.

[1] Oeuvres complètes du R. P. H. D. Lacordaire, Tome IX, Mélanges. Lettre sur le Saint-Siège, Paris, Librairie Poussielgue frères, 1872, p. I ss. Der hl. Stuhl. Eine zeitgenössische, historisch-philosophische Betrachtung. Aus dem Französischen des Abbé P. Lacordaire. Mit einem Vorworte von Dr. Guido Görres. Regensburg 1838. Verlag von G. Manz.

[2] Abgedruckt bei M. Foisset, Vie du R. P. Lacordaire, Tome I, Paris, Lecoffre 1873, p. 85 ss. Vgl. auch Kirchenlexikon Wetzler & Welte, II. Aufl., Band VII. Artikel Lacordaire, St. 1290 u. ff. Abbé Ricord. L'école Menaisienne. Lacordaire, Paris, Plon & Cie., 1883. Abbé Sauvert. Lacordaire. Eloquence et Politique. Tournus A. Miège, 1894. Chapitre III, p. 47 ss.

[1] Montalembert, Testament l. c., p. 77 ss. Deutsch von Dr. M. Jochem, S. 47 ff.

## Discours

**prononcé dans la Cathédrale de Sainte-Croix d'Orléans, le 12 octobre 1902, à l'occasion du premier centenaire de la naissance de Mgr. Dupanloup, évêque d'Orléans.**

Sollicite cura te ipsum exhibere
Deo operarium inconfusibilem. Labora sicut bonus miles Christi Jesu.
(II. Tim. II, 15. I Tim. II, 3.)

*Eminences, Messeigneurs, Mes Frères,*

Ces textes de l'apôtre me paraissent résumer très fidèlement l'existence laborieuse et militante de l'Evêque auquel Orléans a voué le culte d'un impérissable souvenir.

Venu au monde le 3 janvier 1802, dans un petit village de Savoie, il reçut au baptême le nom du patron de la paroisse, saint Félix.

Au moment où l'eau régénératrice coulait sur la tête de l'enfant, ne croirait-on pas entendre son ange gardien lui révéler d'avance le secret de sa destinée par les paroles mêmes que je viens d'emprunter à saint Paul: «Travaille pour Dieu sans te lasser. Travaille comme un bon soldat du Christ Jésus.»

*Monseigneur*[1],

Vous n'avez pas voulu laisser passer inaperçu le premier centenaire de la naissance de Mgr. Dupanloup. Que ne vous êtes-vous chargé vous-même de lui exprimer l'admiration et la reconnaissance de votre diocèse, de la France, de l'Eglise? Plus que personne, vous aviez grâce et qualité pour tirer de sa vie les enseignements les mieux appropriés aux épreuves que nous traversons et aux devoirs qu'elles nous imposent. Il y a cinq mois, le 12 mai, à Notre-Dame de Paris, vous aviez salué, dans le P. Lacordaire, un des plus éloquents apologistes de la foi catholique au dix-neuvième siècle, et montré en lui, à l'encontre des ineptes et impudents sophismes débités aujourd'hui contre l'état religieux, l'alliance admirable des renoncements imposés par les vœux monastiques avec la revendication de toutes les libertés légitimes et la fière indépendance du citoyen.

En regard du grand moine, comme dans ces diptyques du moyen âge que conservent avec soin quelques-unes de nos vieilles cathédrales, il vous eût appartenu de peindre la figure du grand Evêque, votre prédécesseur, tous deux ouvriers incomparables, tous deux intrépides soldats du Christ Jésus et de son Eglise.

Votre modestie s'est dérobée à cette tâche et vous en avez reporté sur moi le périlleux honneur. Puissé-je ne pas trahir votre confiance et l'attente de ce magnifique auditoire! J'en sollicite la faveur par l'intercession de la Vierge bénie que la piété traditionnelle du peuple orléanais aime à invoquer sous le touchant vocable de Notre-Dame des Aydes.

I

Dès ses premières études commencées en 1815, à Paris [2], Félix Dupanloup se révèle non seulement élève intelligent et docile, mais âpre au travail, *in laboribus a juventute mea* [3]. Il réalise déjà en lui l'axiome virgilien qu'aimaient à nous citer nos classiques professeurs quand ils voulaient secouer notre paresse et stimuler nos efforts :

. . . . . Labor omnia vincit
Improbus . . . . . .[4]

Mis en sixième à treize ans et attardé sur des condisciples qui avaient commencé le latin avant lui, il débute par être le dernier dans la composition de thème. Mais grâce au zèle et au dévouement d'un maître dont le regard perspicace avait su devenir ce que l'on pouvait tirer d'un tel écolier, quelques semaines ne s'étaient pas écoulées qu'il prenait la tête de la classe Il devait s'y maintenir d'une manière à peu près constante jusqu'à la fin de sa rhétorique et emporter de là, pour les garder toute sa vie, des habitudes laborieuses qui ne se démentirent jamais et que souvent même, adolescent ou homme fait, il ne sut pas toujours contenir dans de justes limites. Après sa première année passée au séminaire d'Issy, il disait : «J'ai énormément travaillé, j'étudiais la philosophie avec un goût extraordinaire. «A Saint-Sulpice, même application et même ardeur pour la théologie. Outre la rédaction quotidienne de ses cours, il s'astreignait à résumer par écrit tout ce qu'il lisait ou entendait dire de profitable par ses maîtres : «Je recueillais tout et ne perdais rien.»[1] On s'en apercevra bien plus tard.

Sur la chaumière de Domremy où est née la vierge lorraine, libératrice d'Orléans, on lit ces mots : Vive labeur! Ne semble-t-il pas que ce soit aussi la devise de l'adolescent prédestiné à devenir un jour, à un titre tout spécial, l'Evêque de Jeanne d'Arc? Ecoutez-le, s'exhortant lui-même. «Allons! au travail! à la peine! fidèlement, sans lâcher prise, avec joie, pour Dieu.»[2]

Ordonné prêtre en 1825, et successivement vicaire à la Madeleine, fondateur et directeur de l'académie de Saint-Hyacinthe, vicaire à Saint-Roch, supérieur du petit séminaire de Saint-Nicolas, professeur d'éloquence sacrée à la Sarbonne, chanoine de Notre-Dame, vicaire général de Paris : dans toutes ces fonctions si diverses, l'abbé Dupanloup s'est montré constamment l'ouvrier «inconfusible» que rien ne lasse et qui vient à bout de toute difficulté à force de travail.

Sur cette trame si serrée, ourdie durant les vingt-cinq années de sa vie sacerdotale [3], se détachent, comme en relief, deux œuvres dans lesquelles il s'est montré tout à la fois ouvrier et maître de premier ordre, je veux parler des Catéchismes et de l'Education. A vrai dire, ces deux œuvres se rattachaient l'une à l'autre par des liens très logiques dans l'idée que, dès le temps de son séminaire, il s'était faite des moyens à employer pour rendre des enfants capables de répondre à leur double vocation d'hommes et de chrétiens.

Dans les catéchismes de Saint-Sulpice, l'abbé Dupanloup, encore simple séminariste, préludait à sa future mission d'éducateur, et lorsque, dans la suite, devenu supérieur du petit séminaire de Saint-Nicolas, il dut se donner tout entier à la formation de la jeunesse; plus tard encore, lorsque, dans la ville et le diocèse d'Orléans, il mit une main si puissante sur l'organisation du ministère paroissial et sur la direction de son petit séminaire de La Chapelle, c'est à l'enseignement du catéchisme, tel que le lui avaient fait comprendre et pratiquer des maîtres comme MM. Teysseyrre et Borderies, qu'il allait chercher et demandait à ses collaborateurs de trouver le ressort principal de l'action à exercer sur les jeunes générations confiées à leurs soins.

(A suivre.)

[1] Mgr. Touchet, évêque d'Orléans.

[2] Dans la petite communauté de Saint-Sulpice, qu'avait fondée, en 1814, M. Teysseyrre et qu'il dirigeait avec M. l'abbé Poiloup.

[3] Ps. LXXXVII, 16.

[4] Virg. Georg, I, 145.

[1] Journal intime de Mgr. Dupanloup, publié par M. Branchereau, supérieur du grand Séminaire d'Orléans, p. 38.

[2] Vie de Mgr. Dupanloup, par M. l'abbé Lagrange, t. III, p. 172.

[3] De 1825 à 1850.

## Recensionen.

**Christus von Hermann Schell.** — Das Evangelium in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung (angehörend dem Sammelwerke : Die Weltgeschichte in Charakterbildern, herausgegeben von Fr. Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn). Mainz, Kirchheim. Mit Buchschmuck und 89 Abbildungen. Erstes bis zehntes Tausend. 153 S. Preis in Leinwandband 4 M. —

Der moderne deutsch-englische Kulturschriftsteller Houston Stewart Chamberlain sagt in seinen Grundlinien des 19. Jahrhunderts: Man nennt unser Jahrhundert ein unreligiöses, noch niemals (?) jedoch (seit den ersten christlichen Jahrhunderten) hat sich das Interesse der Menschen in so leidenschaftlicher Weise auf die Person Jesu Christi konzentriert, wie in den letzten 70 Jahren . . . . (4. Aufl.,

I. B., S. 194.) An einer andern Stelle nennt er Renan und Strauss zwei Hohlspiegel, der eine alle Linien (Christi) in die Länge, der andere in die Fläche verzerrend: ein wichtiges Werk hätten diese Männer doch vollbracht, indem sie, die Aufmerksamkeit von Tausenden auf das grosse Wunder der Erscheinung Christi richteten und somit für gründlichere Denker und einsichtsvollere Männer eine Zuhörerschaft bereiteten (S. 195). Wenn ungläubige, weit links stehende Kreise mit solchem Interesse von Christus sprechen, wenn die protestantisch-kritische Forschung, etwa unter der Führung Harnacks, Holzmanns, Jülichers, Pfleiderers und uns viel näher stehend — Zahn's — das volle Mass ihrer Arbeit der Person Jesu Christi und dem Urchristentum zuwenden — alle genannten mit Ausnahme Zahn's — theologisch destruktiv, historisch in interessantester Entwickelung immer konservativer — wenn auf der einen Seite die evangelischen Berichte immer offener und ehrlicher als alt, echt und unverfälscht anerkannt, andererseits aber auch immer kühner, subjektiver und gewalttätiger in einem neuen System des religiösen Synkretismus ausgelegt werden — dann giebt es wohl nichts Angemesseneres, als dass katholische Predigt, Forschung und Wissenschaft mit ihrem Christusbilde recht viele und verschiedenartige Kanzeln besteigen: — nie gab es für die katholische Christuspredigt in unsern eigenen Kreisen und weit über dieselben hinaus eine dankbarere Zuhörerschaft als gerade heute.

Wir bezeichnen das als eine der wichtigsten, ja im gewissen Sinne als die erste und allerwichtigste Aufgabe des Katholizismus — gegenüber der modernen Welt. Ist der Katholizismus doch nichts anderes als Jesus Christus, der ganze volle Christus mit seiner Person und seiner Lehre, mit seiner Menschheit und Gottheit, mit allen seinen Folgerungen und Forderungen, mit seinem Reiche nach innen und nach aussen, mit allen seinen Senf- und Saatkörnern, mit seinem alles durchwirkenden Sauerteig. — Eben deswegen überschreiten wir auch mit dieser Besprechung nie den Rahmen einer gewöhnlichen Recension.

Schell denkt sich für sein Christusbild eine Kanzel mit einer ungemein weiten, buntscheckig gearteten, modernen Zuhörerschaft. Dahin geht seine Absicht. Das leuchtet aus jeder Zeile seines Buches. Niemand wird Schells Blätter über Christus voll verstehen, wenn er diese Absicht des Verfassers nicht einigermassen erkannt, ja gleichsam bei der Lektüre miterlebt hat. Alles was in neuerer oder neuester Zeit von Seite der hervorragendsten Forscher, Kritiker, Geschichtsschreiber, Kulturschriftsteller der verschiedensten Richtungen Hervorragendes, Aufsehen Erregendes, Schule Bildendes, das moderne Leben Beherrschendes oder doch Beeinflussendes gesagt wurde — setzt Schell als wenigstens im Grossen und Ganzen bekannt voraus und berücksichtigt es Schritt für Schritt. Er schreibt ebenso sehr für ein protestantisches, interkonfessionelles Publikum der weitesten Kreise, wie für den gebildeten Katholiken. Ein Volksbuch im engern Sinne des Wortes ist Christus von Hermann Schell nicht und will es nicht sein.

Schell versucht sich darum auf einen Standpunkt zu stellen, von dem aus möglichst weite Kreise ihn zu hören bereit sind; es geht durch das Ganze der Schell eigentümliche, zur gleichen Zeit ernst wissenschaftliche und überwiegend irenische Zug, der möglichst weite Kreise zu gewinnen, versöhnen, oder doch vorläufig zu interessieren versucht. Dieser Zug ist namentlich für ein Christusbild hochwichtig, und er macht die Arbeit Schells nach mancher Seite hin eigenartig anziehend, fesselnd und fruchtbar, bringt aber auch eine Reihe von Auffassungen, Fragestellungen, Antithesen, Problemen, Bemerkungen, die sich bis an die äusserste Grenzen wagen, ja vielleicht da und dort gewisse notwendige, klar zu ziehende Grenzlinien der christlicher Wahrheit einigermassen verwischen.

Doch folgen wir mit voller Objektivität dem Gedankenzug des Verfassers.

Eine einleitende, orientierende Skizze behandelt Christus in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Allgemein wird anerkannt, dass die Welt seit Christus eine andere geworden ist. Sie hat die Weihnacht einer Wiedergeburt erlebt. Es ist Ostern über sie gekommen. Sie hat eine Geistestaufe erhalten. Die Gaben des Pfingstfestes sind noch nicht erloschen. Vom jungen Christentum ging in der alternden Welt eine neue, eigenartige Lebensverneinung und Lebensbejahung aus. (S. 6.) Hat das der Christus gebracht, den wir kennen? Oder war das Christentum Christi ein anderes? Welche der scheinbaren Gegensätze im Leben Jesu haben als durchschlagende Ideen und Faktoren gewirkt? Ist es wirklich die Lehre und die Tat Jesu, welche den Jüngern die Spannkraft des Geistes verliehen hat oder war es der Zusammenbruch ihrer irdischen Messiashoffnungen, was sie zwang, aus der Not eine Tugend zu machen? War es wirklich Jesus von Nazareth, der die geistige Welt umgestaltete — oder war es das überaus glückliche Zusammentreffen einiger Gedanken Christi, mit einer ideenreichen, einzigartig, fruchtbaren Zeit? Wer hat den Anspruch Stifter einer Weltreligion zu sein: Jesus oder Paulus? Ist Paulus durch Jesus alles das geworden was er war und ist — oder ist erst durch Paulus aus der Lehre Jesu das weltumfassende, kirchlich katholische Christentum geworden? Allen diesen eben jetzt von der modernen protestantischen, der halb- und ganz ungläubigen Fach- und Kulturwissenschaft gemachten aufregenden Fragestellungen geht Schell nach. Er beantwortet zunächst nur ihren Grundgedanken in einer an einzelnen Stellen geradezu klassischen Gegenüberstellung von Christus und Paulus. (S. 11—16.) Die durch 3 bis 4 Seiten sich durchziehenden einzelnen Fragestellungen soll das Buch als solches lösen. Ob «Paulus in seinem Leben oder in seinen Schriften betrachtet wird: er ist ein Feuerbrand, der von Christus glüht, er ist ein Sturm, in dem sich die Macht Christi offenbart; er ist ein Buch: aber dies Buch enthält nichts und will nichts enthalten als Jesum. Gewaltig steigt schon in diesem ersten Essay die Grösse Christi vor dem Leser empor. Man beachte wohl — es ist nicht etwa ein thematisch geordneter Gottesbeweis, was Schell uns hier bietet: er versucht vielmehr vor ferner stehenden Lesern, ähnlich wie es die Evangelien selber haben, in einer allmählichen grandiosen Climax und Schule die Grösse Christi zu entfalten — erst am Schlusse der Synthese erscheint das Gesamtbild als Resultat des Wahrheitssuchers. — Wer dieser Art der Behandlung nicht ein gewisses Verständnis entgegenbringt, wird sich nie mit dem Buche Schells befreunden.

Schell schreibt: «Die Darstellung des Lebensbildes Jesu Christi ist verschieden, je nachdem sie vom Standpunkt des kirchlichen Glaubens aus erfolgt oder von der wissenschaftlichen Voraussetzung aus, dass auf Erden keine andern als rein menschliche Persönlichkeiten aufgetreten sein können. Der erstere Standpunkt ist dogmatisch gläubig, der zweite ebenso positiv ungläubig. Ein dritter Standpunkt ist der des Wahrheitssuchers, der den Urkunden mit unbefangener Bereitwilligkeit, zwar nicht ohne Kritik, aber so voraussetzungslos als möglich gegenübersteht, welcher sich zutraut, die Berechtigung des Glaubens aus der exakten Würdigung des geschichtlichen Tatbestandes dartun zu können.» Den letztern Standpunkt will Schell selber einnehmen. Ist das dem gläubigen Gelehrten verstattet? Gewiss! Ja es wird dieser Standpunkt sogar der zunächst gebotene sein, wenn man auch zu Ungläubigen reden und von ihnen in weitesten Kreisen angehört werden will. Es ist ja der Standpunkt, den jede katholische, moderne Apologetik und Apologie für die demonstratio religiosa christiana und catholica einnehmen muss. Kann von diesem rein geschichtlichen Standpunkte eine volle Würdigung der Erscheinung Christi vollzogen werden? Nein! Wohl aber kann eine solche angebahnt werden. Schell bemerkt ganz richtig: die Berechtigung des Glaubens kann aus der exakten Darlegung des evangelischen Tatbestandes dargetan werden. Der Katholik weiss: die rein geschichtliche Betrachtung des Lebens Jesu führt uns zu einem Tatsachenkomplex, vor eine einzige Erscheinung der Weltgeschichte, die nur supernatural erklärt werden — zu der nur in Caesarea Philippi der Schlüssel gefunden werden kann — im Glauben an den Gottessohn. So steigt denn auch das Schell'sche Christusbild von der exakten Würdigung der Tatsachen immer höher — bis der volle persönliche Gottmensch Jesus Christus vor der Seele der modernen Leser steht, mitten in der Weltgeschichte und doch wieder über der Weltgeschichte. Die geschichtliche Forschung, die geschichtlich pragmatische Vertiefung in die Tatsachen der Evangelien, sowie in die ganze Gottes- und Weltanschauung derselben führt in erhabener Climax der Uebernatur entgegen — führt mit einem Wort zum Gottessohn, zum Gottmenschen selbst. Die volle Erfassung desselben — soweit dies für Menschen möglich wird — ist aber Sache des Glaubens. Ein Christusbild Jesu für weiteste Kreise muss nun zunächst die äussern und innern Kriterien, die Glaubenswürdigkeit des Christusbildes, reich und farbenfrisch darstellen, um alsdann den Heiland selbst in eben jenem Vollbilde, in welchem er in den Evangelien erscheint, nach allen seinen Seiten zu entfalten. Dann aber erstrahlet Christus im übernatürlichen Sonnenglanze des Gottes- und Menschensohnes. Ob dann der fernerstehende Leser dem Darsteller folgt, ob er von dem lebhaft, ja sogar leidenschaftlich empfundenen geschichtlichen, ethischen und kulturellen Interesse an Christus, mit dem Darsteller zu den erhabeneren Gedanken aufsteigt: das Christusbild steht einzig, unerreicht in der Geschichte da: uns menschlich nahe, doch wieder so ganz übermenschlich und unerklärlich — ob er bei der weitern Folgerung anlangt: hier hat sich Gott geoffenbert, Gott hat gesprochen; und diese Gottesoffenbarung ist glaubwürdig, ja sie legt eine eigentliche Glaubenspflicht auf — das hängt einerseits von der bereits errungenen sittlichen Höhe des Lesers selber und vor allem von den Führungen der göttlichen Gnade ab, der man nicht widersteht. Die Darstellung eines Lebens Jesu soll also auch den ferne stehenden Leser in die Nähe der beiden weltbewegenden Fragen bringen: glaubst du an Christus, den Sohn des lebendigen Gottes? Liebst du ihn? Sie muss es aber auch dem Leser zum Bewusstsein bringen — dass es sich dabei nicht bloss um einen rein geschichtlich-kulturellen, sondern endgültig um einen übernatürlichen Werdegang handelt: «Selig bist du Simon, Sohn des Jonas: Fleisch und Blut hat dir dies nicht geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist.» Schell hat diese Linien oft meisterhaft eingetragen — aber offen gestanden, gerade an kritischen Punkten nicht immer mit der notwendigen Klarheit und Schärfe. Wir muten ihm nicht zu — als Moralist mit dem Zeigefinger dazwischen zu treten. Es sollten uns diese Linien aus dem Christusbilde selbst mit noch überlegenerer Mittelbarkeit entgegentreten. Was für eine ungesuchte Gelegenheit hätte z. B. die im übrigen vorzüglich gewertete Scene von Caesarea Philippi im Matthäus und die Unterredung mit dem damaligen gebildeten Kulturmenschen Nikodemus im Johannesevangelium geboten! Wir möchten den Verfasser geradezu ersuchen, bei einer Neuauflage diesen Gedanken in ernste Erwägung zu ziehen.

Schell zeichnet nun das Christusbild nach den einzelnen Evangelien. Seine geistreichen Gesichtspunkte sind sicher nicht die einzigen, welche die Evangelien beherrschen: die Mitaufnahme einiger traditioneller Auffassungen, die zum gesicherten Wahrheitsbesitz gehören — hätten sogar der Darstellung nur nützen und einige fast ermüdende und auch einseitige Betonungen wohltätig ausgleichen können. Die Gesichtspunkte selbst — wir haben den einen und den andern durch erneute Evangelienlektüre eingehend geprüft und auf uns wirken lassen — sind ungemein anregend, interessant, fruchtbar et cum fundamento in re, da und dort durch Neuheit und Wahrheit geradezu überraschend und mächtig fesselnd. Hier liegen für Exegetik und Homiletik bleibende Resultate, für die man Schell sehr danken muss. Das Evangelium des Marcus ist das Evangelium der Innerlichkeit — der Religion von innen heraus. (S. 17 und 28—44.) Aber zugleich ist es das Evangelium der Wunder, des Wundertäters. «Gerade bei Marcus erscheint der tiefe Zusammenhang zwischen den Wundern und dem Geist der Innerlichkeit: in der Innerlichkeit des Glaubens wie im Wunder findet eben ein Erleben Gottes statt.» Das Evangelium des Matthäus ist das Evangelium der Tatkraft, der Gerechtigkeit, des himmlischen Reiches. Wir ergänzen der gewaltigen, energischen, übernatürlichen Tatkraft, des angespanntesten, energischen Ringens nach dem Ziel, dem Ideal — : seid vollkommen wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Es ist so das Evangelium der Bergpredigt, der Selbstverneinung und Selbstbestimmung (von Schell nicht etwa im Sinne der Autonomie verstanden, wohl aber im Sinne der persönlichen höchsten Spannung aller Gnaden- und sittlichen Kräfte), des persönlichen Heilsgeschäftes, der persönlichen Seelenrettung. An einzelnen Stellen hätten einige Grade grösserer Klarheit in den Schattierungen der Gedanken die Darstellung noch viel wertvoller gemacht. (S. 17 ff. S. 46, 47. ff.) Die Grundideen aber leuchten apologetisch und sprachlich geradezu glänzend heraus.

An das Christusbild des Marcus- und Matthäusevangelium fügt sich in gesonderter Betrachtung ein Einblick in die hohe Jüngerschule bis zur Enthüllung des Messiasgeheimnisses. Hier wünschten wir die Schellschen Gedanken durch

die einzig grossartige Pragmatik Grimms in seinem Leben Jesu ergänzt. Die hohe Schule würde so noch viel überwältigender uns entgegentreten. Ein zweiter Essay vertieft neuerdings das Christusbild: es zeigt uns die tiefste innerlichste Schule Jesu: das Evangelium und die Ascese (S. 61—67). Wir nennen diesen Abschnitt ohne alle Umschweife musterhaft — meisterhaft als Apolegetik mit heiliger blanker Waffe gegen Harnack, der Christus und dem Evangelium neuestens den ascetischen Charakter abspricht, meisterhaft als eine gedrängte Entfaltung des Wesens aller Ascetik — die keimende und aufbrechende Knospe christlicher übernatürlicher Innerlichkeit — der Gottes- und Nächstenliebe im Menschen. Niemand wird ferner — auch wenn er der Gedrängtheit und teilweise Dunkelheit einzelner frühern Gedankenposen nicht seine vollfreudige Zustimmung gab — ohne wahrhafte Erbauung und edelsten heiligen Genuss «das Christusbild im Lukasevangelium — das Evangelium der Barmherzigkeit, der heilenden Liebe» wieder und wieder lesen. Hier berührt sich Schell mit manchem Gedanken Harnacks, welchen dieser in seinem «Wesen des Christentums» und neuestens in seinem Werke: die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten (drittes Kapitel: das Evangelium der Liebe und der Hilfeleistung S. 105—148) ausgesprochen hat. Sie überragen aber die Harnack'schen Ausführungen, wie eben die christliche übernatürliche Liebe im Geiste von I. Cor. 13 rein menschliche Humanität überragt, die übrigens selbst ein Grossteil ihrer Ideale aus dem übernatürlichen Christusbild des Evangeliums geholt hat. Wie das Christusbild des Marcus- und Matthäusevangeliums durch zwei interessante Essay ergänzt wurde, so greift auch jetzt wieder ein umfangreiches Kapitel (S. 73—92) drei Einzelgedanken heraus, welche die Gesamtdarstellung nur streifen konnte: Kultur, Arbeit, Besitz im Evangelium — voll reicher Goldadern, in denen der Leser nicht ohne Mühe, aber mit grosser Bereicherung gräbt, namentlich wenn er selbständig denkend, wohlwollend und kritisch zugleich dem Gedankengang Schells folgt.

Nicht so entsprechen uns die Ausführungen über das Christusbild im Johannesevangelium: die Religion des wahren Lebens. Wenn hier die geschichtlichen Tatsachen des Evangeliums und deren Pragmatik, die erhabenen Wunder, Reden und Disputationen des Herrn in Jerusalem mehr in klarerem Lichte des Evangeliums selbst hervortreten würden, selbst sogar auf Kosten einzelner theologisch-philosophischen Spekulationen und Probleme, so würde hier der Gottessohn und sein übernatürliches Wirken, das die rastlos arbeitende und suchende Natur in sich aufnimmt und sie erst recht befreit, noch ganz anders zum vollen Sonnenaufgang aus der Höhe sich gestalten und auch das Schell'sche Christusbild selbst endgültig krönen. Der Christus des Johannesevangeliums ist von Grimm tiefer und klarer erfasst.

Das Messiasbild eilt nun seiner Vollendung entgegen. Schell zeichnet die gewaltigen Konflikte Jesu mit dem Pharisäer und Sadducäer in Jerusalem — und als Gegenschlag — die Kirchengründung. Treffend schildert Schell (S. 120, 121) die Kirche als Wesenserscheinung des Evangeliums. Wo er aber gegenüber den Modernen die praktische Notwendigkeit einer Kirche zeichnen will, verwischt der Verfasser geradezu die wichtigsten Grenzlinien. Schell meint: es ist vollkommen wahr: la médiocreté fonda l'autorité. «Die Mittelmässigkeit des Durchschnittsmenschen macht die Autorität notwendig.» Dies ist auf rein natürlichem Gebiete wahr, aber auch da nur teilweise wahr. Auch hier macht schon die natürliche, die wahrhaft soziale Veranlagung die Autorität notwendig. Die Kirchenautorität aber ist notwendig wegen der Uebernatürlichkeit der Religion Christi, die mit rein natürlichen Kräften weder erobert, errungen, noch erhalten, noch erlebt werden kann, und die Christus selbst in der Menschheit nicht durch stets wiederholte, wunderbare und vollendete Einzelerleuchtung als Grundlage der eigenen Innerlichkeit und Tatkraft, sondern — der sozialen Gestaltung des Geschlechtes entsprechend — durch eine souveräne vollkommene Gesellschaft — eben durch die Kirche ausbreiten und durchführen wollte. Freilich ist diese Kirche sich nicht Selbstzweck: alles ist euer, euch zur Verfügung gestellt: Paulus, Apollo, Kephas! — Wir behaupten nicht, dass diese Gedanken dem Christusbilde Schells ganz fehlen, sonst könnte der Verfasser nicht von der Kirche als Wesenserscheinung des Evangeliums sprechen. Sie flammen aber mit solcher Herrlichkeit und Lebendigkeit aus den vier Evangelien, dass ihr Lichtbild im Essay Schells über die Kirche zu matt und zu verwischt eingetragen ist.

Ja Schell hebt gewissermassen das, was er über die Kirche als Wesenserscheinung des Evangeliums gesagt — durch die Ausführungen über die praktische Notwendigkeit der Kirche für die Durchschnittsmenschen beinahe selbst wieder auf. Wenn er dieses Moment als in einem gewissen Sinne auch berechtigt darstellen will, kann das angehen, es müssten aber die Ausführungen anders gestaltet werden. Gerade als sich die Apostelschule in Cäsarea Philippi vom Urteil und der natürlichen Befangenheit der Durchschnittsmenschen loslöste («Für wen halten die Menschen, die ‚Durchschnittsmenschen', den Menschensohn — für wen haltet ihr mich?»), erfolgte die Verheissung und Grundlegung des Primats. Die Schlüsse aller vier Evangelien aber zeigen die Kirche als Lehrerin der Wahrheit Christi (Matthäus), als Verkünderin des Gesetzes Christi (Marcus), als Zeugen des Lebens und der Liebe Christi (Lucas), unter dem einen Hirten nicht bloss der Lämmer, sondern auch sogar der Schafe (Johannes) — also durchaus nicht als eine bloss praktische Notwendigkeit für Durchschnittsmenschen — sondern als Werk Gottes für alle, als Heilsanstalt für alle. «Was dem Durchschnittsmenschen not tat, war ein guter Hirt, war Hingebung und Hirtenliebe, die aufwärts hebt und aufwärts nötigt, war Autorität, Kirchentum, Lehrgewalt, Seelsorge. Die Kirche ist die organisierte Aufgabe des Hirtenamtes: denn der Durchschnittsmensch ist Herdenmensch. Auserwählte sind es, welche die grosse Wahrheitsfrage in sich als ihre Herzenssorge und Lebensaufgabe empfinden, deren furchtbare Spannungen erleben und deren Geisteskämpfe wir nun auszuringen haben» u. s. f. (S. 125). Wir verstehen es: Schell will zeigen, wie diese modernen Gedanken auch im Werden und Wirken der Kirche berücksichtigt werden, auch da — von ihren falschen Färbungen befreit — in einem gewissen Sinne hineinspielen. Gegen die Gedanken der citierten Sätze aber, so wie sie dastehen, erheben wir aber lebhaften Widerspruch; sie sind höchst missverständlich, ja in sich unwahr. Auch die Auserwählten an Genialität und Charakter sind Lämmer oder Schafe im Sinne Christi; auch ihnen gilt der erste Programmsatz der Bergpredigt: Selig sind die Armen im Geiste. Auch sie müssen sich übernatürlich arm unvermögend fühlen; sie bedürfen der Leitung des Heilandes und eben deswegen auch der Kirche aller Lämmer und Schafe. Wo die Kirche die fernstehenden Seelen guten Glaubens und echtesten Ringens und Kämpfens nach der Wahrheit ohne deren Schuld nicht erreicht — da hat der unsichtbare Christus freilich auch ausserordentliche Wege — aber auch jene gehören geistigerweise mit zur Kirche, S. 124, 125, bleiben also zu dem was Schell selbst vorher ausführte und nachher betont, unbedingt in Spannung. An einzelnen Stellen redet Schell in neutestamentlichen und kirchlich modernen Ausdrücken von den Schattenseiten und den furchtbaren Verirrungen der jüdischen Hierarchie. Die eigenartige Darstellung legt die Vermutung sehr nahe, zwischen den Zeilen zu lesen und allerlei versteckte Anwendungen und Fragestellungen gegenüber den kirchlichen Behörden zu suchen. Gewiss hat auch schon das neutestamentliche kirchliche Leben in einzelnen seiner Organe Begleiterscheinungen gezeigt, die an pharisäische Abwege erinnerten. Die Allgemeinheit der Form aber und die eigenartige Fragestellung, mit der Schell dergleichen Punkte berührt, machen die Gedanken sehr missverständlich und treffen beinahe das Amt selbst und die ihm gebührende Ehrfurcht. In solchen Dingen ist es viel besser, den einen und andern konkreten Punkt zu nennen, als durch allgemeine Fragestellungen der Autorität selbst zu nahe zu treten.

Grossartig schliesst in gedrängtem Schlussbild die «messianische Vollendung» ab — Christi Leiden

und Auferstehung. Das «Evangelium der Apostel» (S. 144), die knospende und keimende Kirche bildet den Abschluss. «Das Evangelium Jesu wurde naturgemäss zum Evangelium von Jesus.» (S. 144). «Leib und Seele gehören zusammen, bilden eine Wesenseinheit und sind doch verschieden, sogar Gegensätze. Aber es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man die Seele dadurch fördern wollte, dass man die Kraft und Tüchtigkeit des Körpers schwächt. Ebensowenig darf man das Kirchentum, diese Körperlichkeit des religiösen Geistes als solches schwächen, um etwa den Geist des Evangeliums zu stärken. Auch da gilt: Gesunder Geist im gesunden Leib.» (S. 145). «Die erste Form der kirchlichen Verkörperung, zu der das Evangelium auswachsen musste und wollte, ist die Ausbildung eines festen Lehrbegriffs und einer verpflichtenden Kulturordnung. So wurde das Evangelium naturgemäss zur Religion der Lehrwahrheit und der Gnadenmittel, zur Religion der festen Autorität und Ueberzeugung (S. 1—5). Wir schreiben diese Sätze absichtlich aus, um nach dem obigen Vorhalten gegenüber der Darstellung der Kirche doch nach allen Seiten hin dem Verfasser gerecht zu bleiben. Wie nun in dieser Religion der Autorität, der Lehre und der Gnadenmittel die volle Eigenart natürlicher und übernatürlicher Individualität und Innerlichkeit in den verschiedensten Stellungen und Aufgaben sich dennoch ausgestaltet, zeigen die Schlussbilder der Apostel und Apostelschulen. Klassisch und vielfach neu ist namentlich die Zeichnung des Barnabas (S. 147, 148). Eine einzig schöne Antithese, die sich alsdann zur vollen Harmonie auflöst — ist die Gegenüberstellung der Apostel Paulus und Jacobus. Schöneres haben wir darüber noch nie gelesen. Paulus ist der Apostel der Freiheit, des Geistes, des Leibes und Blutes Christi, des Geheimnisses der Weisheit, aber auch des Glaubens und der Kirche. Die Briefe des Apostels Jacobus und Judas sind allerdings das Evangelium des königlichen Gesetzes der strengen Sittlichkeit, der guten Werke, der starken Ascese. Aber das königliche Gesetz ist das Gesetz der Liebe. Sittlichkeit, Werktätigkeit, Ascese sind die Auswirkung der Liebe. Das Gesetz ist das Höchste, weil eben Gott selber das Gesetz ist. In der Sache sind also der Apostel der Gesetzesreligion in ihrer erhabensten Auffassung und der Apostel des gesetzesfreien Glaubens eines Sinnes (S. 140). Ueber aller Geistesrichtung und Individualität in Kirche, im ganzen Reiche Christi leuchtet und waltet Jesus Christus selbst — «Gott, der alles in allem und alles in allen sein will.» Und so ist denn auch das Reich Gottes, die Kirche nicht die Aufnahme aller möglichen, der Religion fremden Geistesrichtungen in das Evangelium Jesu, sondern die volle Entfaltung das Pleroma des Evangeliums, die Wahrheits- und Kraftfülle des Reiches Gottes selbst. Was die Kritik Synkretismus nennt, ist die Fülle des Pfingstfestes, die Unerschöpflichkeit des geistigen Reichtums der befruchtenden Ursächlichkeit, welche der Vorzug der einen Urwahrheit ist (S. 152, 153). Das Buch ist in die Weltgeschichte in Charakterbildern eingegliedert. Sind wir auch nicht mit dem gesamten Programm dieses Unternehmens voll einverstanden — so wird eben jedes Werk der Sammlung für sich und für oder gegen die Sammlung sprechen. Schell verstand es sehr gut, Christus als Mittelpunkt der Weltgeschichte und als übergeschichtliche Persönlichkeit in der ihm einzig gebührenden Stellung in den Zeitläufen der Geschehnisse darzustellen. Die Ausstattung des Buches mit Christusbildern ist eine glänzende. Ungern missen wir einige Proben von Deger, Steinle, Klein, Deschwanden, Hoffmann.

* * *

Selten hat uns ein Buch so viele kostbare Anregungen gebracht wie dieses; selten eines an gewissen Stellen so lebhaft zum Widerspruch gereizt wie dieses. Gerade weil uns das Buch zum Freunde wurde, waren wir doppelt besorgt, wenn wir es da und dort auf sehr fraglicheren Pfaden fanden; sehr zu unserer Freude trafen wir es bald wieder auf dem goldenen Wege, der wirklich durch die Evangelien selber zieht. Diese mehr als gewohnt einlässlichen Zeilen wollen in lauterstem Wahrheitsinteresse dem Buche selbst und seinen Lesern nützen.

Schells Christus enthält auch ungemein reiche homiletische Schätze, die aber nur durch eingehendes Studium, in ernster theologischer Kritik und angestrengter freudiger Selbstarbeit — dann freilich mit reichem Gewinn — gehoben werden können. *A. M.*

## Zeitschriftenschau.

**Zeitschrift für katholische Theologie. XXVI. Bd. I. u. 2. Heft. Innsbruck 1902.**

III. Analekten.

Davon seien folgende notiert: 1. Wie sehr es an *Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft* bei den Gesinnungsgenossen Th. Mommsens oft fehlt, wird S. 186 fl. an einigen Beispielen (Jülicher, Pfleiderer, Harnack) illustriert. — 2. Unter dem *Stimulus carnis* 2. Cor. 12, 7 ist nicht ein fieberartiges Leiden (Prof. Ramsay, Oxford), noch ein äusserer Widersacher (Hieron. Chrys. Theodoret etc.), sondern mit Primasius, Sedulius, Anselmus etc. die böse Begierlichkeit zu verstehen. Vgl. 1. Cor. 9, 27. Rom. 7, 23. S. 208 fl. — 3. Baedeckers *Reisehandbuch für Palästina und Syrien*, in 5. Auflage besorgt von Dr. Immanuel Benzinger (Leipzig 1900) ist praktisch brauchbar und zuverlässig, gegen Katholisches bisweilen voreingenommen, der unhaltbaren, negativen Bibelkritik zugetan. S. 217 f. — 4. Die Untersuchungen von Dr. Ernst («die Ketzertaufangelegenheit in der altchristlichen Kirche», Mainz 1901) haben ergeben, dass nicht nur Cyprian, sondern auch Tertull., Athanas., Basilius, Optat v. Mil. etc. die Ansicht vertreten haben, zur gültigen Spendung der Taufe gehöre auch der richtige Trinitätsglaube. Allein damit ist wohl nur gesagt: Das materielle Aussprechen der Taufformel genüge nicht zur Gültigkeit der Taufe; es bedürfe dazu wenigstens einer indirekten Aneignung des wahren Glaubens von Seiten des Taufenden durch die Meinung, zu tun was Christus (resp. was die Kirche) tut. Ein wesentlicher Widerspruch zwischen jenen Vätern und Papst Stephan besteht demnach nicht. S. 376 fl. —

## Kirchen-Chronik.

### Kirchliche Ernennungen.

Zum Kustos des Stiftes zu St. Leodegar im Hof zu Luzern ernannte der h. Regierungsrat den hochw. Hrn. Professor Anton Portmann.

Auf die Pfarrei Schwarzenbach wählte das Stiftskapitel zu Beromünster den hochw. Hrn. Franz Xaver Studer von Escholzmatt, Kaplan in Leuggern.

### Kirchenrenovation.

Eine recht gelungene Kirchenrenovation wurde letzten Monat in Giswyl (Obwalden) vollendet. Die nüchterne monotone Kirche erhielt Leben und Wärme durch die geschmackvolle Bemalung der Stukkaturen und Dekoration des Gewölbes von Dekorationsmaler Benz in Luzern; das Gewölbe schmückt ein neues grosses Deckengemälde, die Himmelfahrt Christi darstellend, von Kunstmaler Amrhein aus Engelberg, der sich damit als einen tüchtigen jungen Schüler Feuersteins in München ausweist; die Stationen sind gut nach Deschwanden reproduziert von Maler Fischer in Oberwyl (Zug); die Altäre und Kanzel sind schön aufgefrischt und vergoldet von Vergolder Gründler in Luzern; die Fenster mit wirkungsvollen gut stilisierten Medaillons versehen von der luzernischen Glasmalerei-Anstalt Danner & Renggli. Endlich ist von Meister Goll eine neue Orgel von 15 Registern aufgestellt, die sich durch Klangschönheit und modernste Einrichtung auszeichnet. Und so gereicht die durch den würdigen Pfarrherrn Rohrer eifrig betriebene Renovation zur Freude und Erbauung der Gemeinde.

## Totentafel.

† Pfarrer Nicolaus Bättig. «Media in vita in morte sumus.» Diese Wahrheit ist in erschütternder Weise uns in Erinnerung gerufen worden durch den plötzlichen und unerwarteten Hinscheid des hochwürdigen Pfarrers in Vitznau. Am Neujahrstag predigte er mit Kraft und Eindringlichkeit, schloss mit dem Worte des sel. Nicolaus von Flüe: «der Name Jesu sei euer Gruss!» und wenige Augenblicke nachher sank er vom Schlage gerührt zusammen. Der am Altar funktionierende Priester bemerkte es und konnte ihm noch die hl. Oelung spenden, dann hauchte er, ohne das Bewusstsein wieder erlangt zu haben, seine Seele aus.

Nicolaus Bättig war geboren im Moos bei Reiden im Jahre 1854. Seine Eltern, einfache biedere Bauersleute, sind noch am Leben. Die Studien begann der Knabe im Jahre 1870 an der Stiftsschule zu Beromünster. Wie viele andere, die dort den Grund zu ihrer wissenschaftlichen Laufbahn legten, zeichnete sich auch Nicolaus Bättig in der Folge stets aus durch solide Kenntnisse, gepaart mit Bescheidenheit. In Luzern setzte er fort, was er in Münster begonnen hatte: in den beiden Klassen der Rhetorik, im Lyceum und in den theologischen Studien. Auch das Seminar, früher in Solothurn, war inzwischen in Luzern eröffnet worden: am 9. Juli 1882 erhielt Bättig in der Kapuzinerkirche auf dem Wesemlin die Priesterweihe. Sein erster priesterlicher Wirkungskreis war das Vikariat in Kriens. Er arbeitete dort mit grossem Segen unter schwierigen Verhältnissen bis 1889. Er verstand es, seiner Pflicht nachzukommen und manche glückliche Reform zu unternehmen, ohne das Vertrauen seines in einer andern Zeit aufgewachsenen Prinzipals zu verscherzen. In einer Frage gingen freilich ihre Anschauungen offen auseinander: in der Frage des Kirchenbaues: der Vikar war stets für Erstellung eines ganz neuen Gotteshauses und hatte dabei einen grossen Teil der Gemeinde auf seiner Seite. So schön die jetzige Kirche ist, so haben doch unstreitig die nachfolgende Entwicklung der Pfarrei dem Vikar Recht gegeben.

Während seines Aufenthaltes in Kriens begann Vikar Bättig sein Interesse dem hl. Lande zuzuwenden. Zwei Male während dieser Periode wallfahrtete er zu den hl. Stätten in Palästina. Im Jahre 1889 dehnte er den Aufenthalt in Jerusalem auf mehrere Monate aus und dachte sogar allen Ernstes daran, der Mission im hl. Lande für den Rest seines Lebens seine Kräfte zu widmen. Aber der Wunsch seines Bischofs rief ihn zurück und führte ihn zur Uebernahme der Pfarrei Vitznau, die durch den Tod von Pfarrer Jakob Meier verwaist war.

Hier arbeitete er seither als guter Hirt mit Umsicht und Eifer, nach Kräften bemüht, die schlimmen Einflüsse, welche die plötzliche Erschliessung des Weltverkehrs für eine abgelegene Landgemeinde mit sich bringt, abzuwenden. Er war zufolge seiner Bildung, seines Ernstes und seiner Freundlichkeit beliebt bei seinen Pfarrkindern und bei den zahlreichen Fremden, die den Sommer über längere oder kürzere Zeit in Vitznau verweilten. Er trug auch Sorge für die Renovation des Gotteshauses und Erstellung einer neuen Orgel; die letztere wurde erst vor kurzer Zeit dem gottesdienstlichen Gebrauche übergeben. Auch in Vitznau vergass er das hl. Land nicht: er blieb die Seele des Hl. Grab-Vereines in unserer Gegend und hielt jedes Jahr für denselben am Feste Mariä Lichtmess einen anregenden Vortrag über irgend ein Thema, das mit dem hl. Lande in Beziehung stand. Manche dieser Vorträge und anderweitige Skizzen erschienen als Feuilleton im „Vaterland", so noch jüngst ein Artikel über Bethlehem. Pfarrer Bättig bemühte sich sehr um das Zustandekommen eines speziell schweizerischen Pilgerzuges nach Palästina; dieses Jahr scheint die Ausführung des Gedankens gesichert, aber sein Beförderer sollte die Reise nicht mehr mitmachen: Gott der Herr rief ihn ab ins himmlische Jerusalem.

Am 13. Dezember starb in Trient P. Paul Maria Toggenburg, Ord. Praed., Exprovinzial der österreichischen Dominikanerprovinz, seiner Familie nach ursprünglich ein Graubündner. Indessen war schon sein Vater, Georg Otto Ritter von Toggenburg, österreichischer Minister.

Die Universität Freiburg verlor durch den Tod einen der Professoren der naturwissenschaftlichen Fakultät: Chemie-Professor Thomas Mamert. Derselbe erlag einem schweren Leiden, das schon im verflossenen Sommer ihn gezwungen hatte, seine Heimat aufzusuchen.

In der Nacht des 30. Dezember hauchte nach langem Leiden P. Ubald Holenstein, O. Cap., seine Seele aus. Er starb im Kreuzspital in Chur. Seine irdische Hülle wurde nach Mels, St. Gallen, überbracht und dort der geweihten Erde übergeben. P. Ubald stand nämlich dem dortigen Kloster als Guardian vor seit dem September 1901. Früher war er Guardian in Wyl von 1893 bis 1896 und Guardian in Zug von 1896 bis 1899. Um die Kapuzinerprovinz machte er sich verdient, indem er von 1882 bis 1893, also volle elf Jahre, mit Eifer und Opfersinn des Amtes eines Novizenmeisters waltete und nebenbei, obwohl vielfach leidend, mit bewunderungswürdiger Tatkraft und Ausdauer in der Seelsorge sich betätigte. Die Klöster Luzern, Stans, Näfels, Schüpfheim, Wyl, Zug und Mels zeugen von dem unermüdlichen Wirken des Verewigten, der ein Alter von 55 Jahren erreichte, von denen er 33 im hl. Orden verlebte. Der Belohner alles Guten wird unendlich seinen Diener beglücken, der so viel für ihn gewirkt und geduldet hat.

**R. I. P.**

---

**Errata.** In Nr. 1, S. 5, col. 2, al. 7 soll es heissen: Wir haben — Gott sei Dank — in der Schweiz weder unter Geistlichen noch unter gebildeten katholischen Laien eine Reform partei! Vielmehr herrscht die allgemeine Ueberzeugung, das freudige Aufblühen . . . müsse u. s. f.

---

# Kirchenamtlicher Anzeiger
## für die Diöcese Basel.

### Au Clergé Jurassien.

Messieurs les curés du Jura sont avisés que le nouveau **Petit catéchisme** vient de paraître à l'Imprimerie de la Société Typographique de Porrentruy. On pourra se le procurer à raison de 30 Centimes par exemplaire.

Cette édition, **seule autorisée, est obligatoire** pour les enfants de 7 à 10 ans. — Le Grand catéchisme et sous presse et paraîtra prochainement dans la même Imprimerie.

**Soleure**, le 7 Janvier 1903.

† Léonard, Fvêque.

**Bei der bischöfl. Kanzlei sind ferner eingegangen:**

1. Für Kirchen in der Diaspora: Buttisholz von H. J. L. 50, Dagmersellen 45.
2. Für das heilige Land: Birmenstorf 8, Montfaucon 12. 25, Biel 10, Courchapoix 6. 50.
3. Für den Peterspfennig: Oberkirch 9, Sitterdorf 10, Stein (Aarg.) 10, Grosswangen 50, Montfaucon 13, Biel 10.
4. Für die Sklavenmission: Oberkirch 9, Stein (Aarg.) 10, Grosswangen 41. 50, Leutmerken 15, Montfaucon 11, Fulenbach 5, Biel 10, Courchapoix 5. 40, Hl. Kreuz b. Schüpfheim 3, Beinwil (Soloth.) 8, Auw 32, Sulgen 22, Bichelsee 19. 50, Berg (Thurgau) 10, Wangen b. Olten 13.
5. Für das Priester-Seminar: Birmenstorf 45, Vitznau 21, Mumpf 10, Hermetschwil 20, Stein (Aarg.) 10, Montfaucon 16. 50, Biel 20, Courchapoix 5. 20, Bichelsee 21.

Gilt als Quittung.

Solothurn, den 7. Jan. 1903. **Die bischöfliche Kanzlei.**

---

**Wir machen auf die in der „Kirchen-Zeitung" regelmässig inserierenden Firmen aufmerksam.**

Tarif pr. einspaltige Nonpareille-Zeile oder deren Raum:
Ganzjährige Inserate: 10 Cts. | Vierteljähr. Inserate*: 15 Cts.
Halb „ „ *: 12 „ | Einzelne „ : 20 „
* Beziehungsweise 10 mal. | * Beziehungsweise 13 mal.

# Inserate

Tarif für Reklamen: Fr. 1. – pro Zeile
Auf unveränderte Wiederholung und grössere Inserate Rabatt.
*Inseraten-Annahme spätestens Mittwoch abends.*

**KIRCHENBLUMEN**
**(Fleurs d'églises)**
sowie deren Bestandteile werden in schönster Ausführung und zu billigen Preisen geliefert von
**A. BÄTTIG, BLUMENFABRIK, SEMPACH.**
Kostenvoranschlag auf Wunsch. Referenzen zu Diensten.

**Räber & Cie.,**
**Buchdruckerei, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung, Luzern.**

In unserm Verlage erschien soeben:

**Homiletische**
und
**katechetische Studien**
**im Geiste der heiligen Schrift und des Kirchenjahres**

von **A. Meyenberg,** Professor der Theologie und Canonicus in Luzern. Ca. 900 Seiten. Preis: I. Lfrg. *M* 4. II. Lfrg. *M* 7.

Mit vorliegenden Studien legen wir dem Titl. Klerus ein Werk vor, dessen Erscheinen vielfach gewünscht und mit Ungeduld erwartet worden. Der Verfasser hat seine „Studien" zu einem

**Hand- und Quellenbuch**

**für Prediger und Seelsorger** ausgearbeitet, wie es gedankenreicher und praktisch brauchbarer nicht leicht geboten wird.

Um eine rechtzeitige Benützung auf den Beginn des Kirchenjahres zu ermöglichen, entschlossen wir uns im Einverständnis mit dem Hochw. Herrn Verfasser, die Fertigstellung des Werkes nicht abzuwarten, sondern vorliegenden Teil als erste Lieferung herauszugeben. Weitere 300 Seiten sind bereits fertig gedruckt und der Rest wird in Kurzem ebenfalls fertig sein, so dass eine Verzögerung als ausgeschlossen zu betrachten ist.

Das ganze Werk wird ca. 900 Seiten umfassen und Fr. 13. 50 kosten.

sind die besten und wirkliche Gesundheitspfeifen!
Ueber 20000 freiwillige glänzende Urteile aus unserm Kundenkreise.

**Prämiiert:** Münster i. W.: Goldene Medaille. München: Ehrendiplom und goldene Medaille. (Höchste Auszeichnung.

**Vorteile:** Biegsame, unverwüstliche Aluminiumschläuche (Flexibels), Rauch und Sotter (Flüssigkeit) trennende Abgüsse (Wassersäcke) aus einem Stück mit Scheidewand. Innen glasiert. Höchste Reinlichkeit. Höchster Rauchgenuss.

**Preise:** Echt Weichsel ganzlang Fr 6. 25, lang Fr. 5. –, halblang Fr. 4. 50, kurz Fr. 2. 85, grüne Jagdpfeifen Fr. 3. –, Imkerpfeifen mit Funkenfänger Fr. 3. 75, Ahorn, ganzlang Fr. 4. 75, lang Fr. 3. 75, u. s. w. complet.

Versand ab hier gegen Nachnahme. Bei Aufträgen von Fr. 15. — franco. Jeder Raucher verlange ausführliche Preisliste mit Abbildungen und vielen freiwilligen Zeugnissen umsonst und portofrei (Postkarte kostet 10 Cts. Porto) von

**Eugen Krumme & Cie., Adlerpfeifenfabrik**
**Gummersbach (Deutschland) 21.**

**Fräfel & Co., St. Gallen**
Anstalt für kirchl. Kunst
empfehlen sich zur prompten Lieferung von solid und kunstgerecht in ihren eigenen Ateliers gearbeiteten
**Paramenten**
sowie aller zum Gottesdienste erforderlichen Artikel, wie
**Metallgeräte ○ Statuen ○ Teppichen etc. etc.**
zu anerkannt billigsten Preisen
Ausführliche Kataloge und Ansichtssendungen zu Diensten.

**Gebrüder Gränicher, Luzern**
**Tuchhandlung, Massgeschäft u. Herrenkleiderfabrik**
**Verkaufsmagazine Kornmarkt und Weinmarkt**
Hervorragende Bezugsquelle für schwarze Tücher, Kammgarne etc., Ueberzieher, Mäntel in allen Façonen, Schlafröcke, Soutanellen, Gehrockanzüge etc. [29
Kataloge, Muster und Auswahlsendungen bereitwilligst.

**Glasmalerei-Anstalt**
von
**Zürich II Fried. Berbig Zürich II**
**gegründet 1877**
empfiehlt sich der Hochw. Geistlichkeit und kirchlichen Behörden zur Anfertigung aller Arten von **kirchlichen Glasmalereien** von den einfachsten Bleiverglasungen bis zu den reichsten Figurenfenstern in bekannter solider stylistisch richtiger und künstlerischen Ausführung bei Verwendung von prima Material.
**Specialität:**
Fenster mit figürlichen Darstellungen in Grisaille Manier namentlich für **Renaissance** und **Barokkirchen.**
**Auszeichnungen:**
2 grosse Preise, 10 goldene und silberne Medaillen.

Soeben erschien bei **Räber & Cie.,** in **Luzern:**

**ULTRA MONTES**
**Erinnerungen an die Schweizer-Romfahrt**
**im April 1902.**
**Dem Schweizerischen Katholiken-Verein gewidmet!**
Von **Joseph Räber,** Buchdrucker.
158 Seiten mit 96 Illustrationen. **Preis Fr. 2. 50.**
Allen bisherigen Besuchern von Italien und insbesondere Roms wird das Büchlein zur freundlichen Erinnerung, den zukünftigen aber zur Orientierung dienen.

**Gebr. Ant. & Th. Schuler,**
**Weinhandlung in Schwyz und Luzern**
empfehlen Ia. **Walliser- und Waadtländerweine,** verschiedener Jahrgänge, garantiert reingehalten als
**Messwein**
sowie verschiedene andere gelagerte **Tisch und Krankenweine.**
Muster und Preislisten auf Verlangen gratis und franko.

**Ewig-Licht** Patent Guillon
ist bei richtigem Oele das beste u. vorteilhafteste. Beides liefert
**Anton Achermann,**
Stiftssakristan Luzern. [4
Viele Zeugnisse stehen zur Verfügung

**Kirchenblumen**
aller Art, liefert solid ausgeführt
Amrein-Kunz, Blumengeschäft, Root.

**Abonnieret**
die nützliche und unterhaltende Familienlektüre: Annalen des Werkes vom hl. Paulus, Monatlich ein Heftchen; jährlich 2 Fr. 50. Inhalt: Belehrende Artikel; größere und kleinere Erzählungen; politische Rundschau, Gedichte u. s. w. — Expedition: Freiburg, (Schweiz), Druckerei des Werkes vom hl. Paulus (Apostolat der Presse)". H. 9 F.

**Couvert mit Firma** liefern
**Räber & Cie., Luzern.**

**Stellegesuch**
Eine alleinstehende, brave, intelligente Tochter von ca. 30 Jahren, welche schon in allen Hausgeschäften bewandert ist, sucht Stelle zu einem hochw. Herrn Geistlichem als Untermagd. Lohnansprüche gering. Eintritt sofort oder auf Lichtmess. Ausk. erteilt d. Exp. d. Blattes.

**Kirchenteppiche**
in grösster Auswahl bei
**Oscar Schüpfer, Weinmarkt, Luzern.**

**Carl Sautier**
**in Luzern**
Kapellplatz 10 — Erlacherhof
empfiehlt sich für alle ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

No. 40, 41 und 42 vom Jahrgang 1906 der
**Schweiz. Kirchenzeitung**
werden zu kaufen gesucht. Expedition der Kirchenzeitung.

**Kirchenteppiche**
in grosser Auswahl billigst
bei **J. Bosch,** (H 3990 Lz)
Mühlenplatz, **Luzern.**

**In den Ehestand**
tretenden Pfarrkindern bitten wir die Hochw. Herren Seelsorger zu empfehlen, das bei Räber & Cie. in Luzern in 5. und 6. Auflage erschienene Schriftchen: Sechs Krüge Wasser oder Wein, ein ernstfreundlicher Wegweiser zum glücklichen Ehestande, von Pfarrer Fischer. Eleg. kart. 60 Cts., franko 65 Cts., in sehr schönem Geschenkband Fr. 1. 50. Bei gleichzeitigem Bezug eines Dutzend kr. 50 Cts., geb. Fr. 1. 30.